

5.1 Welthaushalt und Wirtinschaft: Entwürfe für eine erneuerte Politik des Sozialen

Welthausfrauen und Wirtinnen streiten sich manchmal – einig sind sie sich darin, dass die Mitte ihres Handelns nicht die Geldvermehrung ist und auch nicht das Gesetz des Eigennutzes. Die Mitte, um die sich ihr Handeln konzentriert, die Mitte postpatriarchaler Sozialpolitik also, ist der Wunsch, eine wohnliche Welt zu gestalten.

Kürzlich bin ich mit meiner Familie umgezogen. Jetzt leben wir nicht mehr im Dorf, sondern in dem Ort, wo wir schon vorher grössere Einkäufe erledigt haben. Bahnhof, Kino und Schule sind jetzt nur noch wenige Gehminuten entfernt, aber auf der Strasse treffe ich noch dieselben Leute, und auch die Gesichter der Frauen, die an den Kassen im Supermarkt sitzen, sind mir vertraut.

Einige Leute haben erwartet, dass es uns, wenn wir schon die Mühen eines Umzugs auf uns nehmen, mindestens nach Berlin ziehen würde. Ich will aber weiterhin in diesem Tal wohnen, das von Zürich aus gesehen sonntags als attraktives Erholungsgebiet, werktags aber als verschlafene Provinz gilt. Warum? Es liegt nicht nur an der schönen Landschaft. Hinter unserer Entscheidung steht etwas, das ich mein „Zuhausegefühl“ in diesem Tal nennen möchte, in dem ich nun, wohlgemerkt: als Ausländerin, schon lange wohne.

Zuhause sein: das ist ein Zustand, den die meisten Leute schätzen, der aber trivialisiert und, zum Beispiel in Form des Diskurses um die „Heimat“, von eigenartigen Gruppierungen vereinnahmt worden ist. Heute ist man, so behauptet man jedenfalls, flexibel und in der ganzen Welt zuhause. Tatsächlich ist solche Ungebundenheit attraktiv, und man kann sie sich auch leisten in jungen Jahren – oder wenn man sich ein privates Nest gebaut hat, dessen Funktion darin besteht, das Gefühl des Zuhause-seins gezielt gratis herzustellen. Solche Nester sind bis zu einem gewissen Grad transportabel. Die Geschichten sogenannter erfolgreicher Manager oder Fachärzte, deren Kinder bis zur Volljährigkeit fünf- bis zwölfmal den Wohnsitz gewechselt haben, sind bekannt. Bekannt wird allerdings auch, dass die Frauen, das ehemals privatisierte Geschlecht, immer weniger bereit sind, als mobile Sinnstiftungsinstanzen ihren Ehemännern rund um den Globus zu folgen und so den Schein männlicher Ungebundenheit zu wahren.

Die Konsequenzen solchen weiblichen Freiheitsgebrauchs reichen weit hinaus über Einzelschicksale. Sie bringen ein ver-

festigtes Gesamt-Arrangement durcheinander. Ich nenne dieses Arrangement die „androzentrische symbolische Ordnung“.¹

Der Begriff „Androzentrismus“ leitet sich ab vom altgriechischen Wort für Mann (*aner*) und bedeutet Mann-Zentriertheit. Nach Elisabeth Schüssler Fiorenza ist der Androzentrismus die „Weltanschauung“, die das sozio-kulturelle System Patriarchat stützt, indem sie es durch bestimmte „Konstruktionen der Wirklichkeit“ legitimiert.²

Ich möchte von der Analyse dieser Ordnung ausgehen, die sich heute, in der Zeit des ausgehenden Patriarchats, allmählich auflöst. Danach werde ich anhand zweier Begriffe, „Welthaushalt“ und „Wirtinschaft“, skizzieren, wie sich eine postpatriachale Sozialpolitik, verstehen und organisieren könnte.

Die androzentrische Ordnung

Der antike Philosoph Aristoteles schreibt: *„Da es sich empfiehlt, das Höhere von dem Geringeren zu trennen, deswegen ist überall, wo und wieweit es möglich ist, vom Weiblichen das Männliche getrennt. Denn ranghöher und göttlicher ist der Bewegungsurprung, der als männlich in allem Werdenden liegt, während der Stoff das Weibliche ist.“*³

Mit diesem Satz ist gesagt, die Welt sei von Natur aus zweigeteilt in eine höhere geistig-göttlich-männliche und eine niedrige körperlich-weltlich-weibliche Sphäre. Diese Zweiteilung bestimmt auch das soziale Leben der Menschen. Das erläutert Aristoteles, in seiner „Politik“:

*„Endlich verhält sich Männliches und Weibliches von Natur so zueinander, dass das eine das Bessere, das andere das Schlechtere und das eine das Herrschende, das andere das Dienende ist.“*⁴

Eine Folge dieser Wesensbestimmung der Geschlechter, von der schon Aristoteles profitierte, ist die Aufteilung des Gemeinwesens in eine öffentliche Sphäre freier Männlichkeit und die *Oikoi*, die Familienhaushalte, in denen Frauen und Sklavinnen unter der Aufsicht des Hausherrn arbeiten, um Bedürfnisse zu befriedigen,

Ina Praetorius

ist Germanistin und evangelische Theologin, zur Zeit tätig als freie Autorin. Zahlreiche Publikationen zur Feministischen Ethik, speziell Bio- und Wirtschaftsethik.

für den Nachwuchs zu sorgen und die Freiheit der Polisbürger zu erschaffen. Obwohl die zitierten Sätze den meisten Philosophen bekannt sind, werden sie heute nur noch selten zitiert. Man nimmt an, dass sie spätestens mit der europäischen Aufklärung obsolet geworden sind. Schliesslich hätten schon die Stoiker und die frühen christlichen Gemeinden, die ihrerseits auf die jüdische Tradition zurück greifen, die zweigeteilte Welt mit dem Gedanken der gleichen Würde aller Menschen konfrontiert. Und später sei dieser Gedanke zum Allgemeingut geworden, weshalb man sich nicht mehr mit der aristotelischen Metaphysik befassen müsse.

Nun hiess der Wahlspruch der Aufklärung allerdings „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Und wer genau hinsieht, stellt fest, dass die zweigeteilte Weltsicht auch in den Köpfen aufgeklärter Dichter und Denker, etwa Immanuel Kant, Karl Marx oder Sigmund Freud, noch sehr lebendig ist. Bis heute wird die Rede von der allgemeinen Menschenwürde unterlaufen von der Zweiteilung der Welt.⁵ Und wie schon bei Aristoteles bleibt auch heute die Zweiteilung nicht beschränkt auf eine hierarchische Sicht der Geschlechterdifferenz. Schon die antiken Denker haben ihre Vorstellung vom kontrollierenden Mann und der funktionierenden Frau mit diversen anderen Gegenüberverhältnissen verknüpft, etwa denjenigen von Lehrern und Schülern, Vätern und Kindern, Freien und SklavInnen, von Freiheit und Dienstbarkeit, Politik und Familie usw.. Diese Manier, die Welt als zwei Sphären zu denken, hält sich durch bis in unsere Zeit. Noch heute unterscheiden viele Leute, ohne sich viel dabei zu denken, zwischen Kultur und Natur, Geist und Körper, Markt und Haushalt, Wissen und Glauben, Okzident und Orient, Öffentlichkeit und Privatheit, Ökonomie und Sozialem etc. und haben dabei so etwas wie ein virtuelles Ehepaar vor ihrem inneren Auge: Wie der Mann in der patriarchalen Ehe die Frau führt und dominiert, so soll auch die Vernunft das Gefühl leiten, der Okzident den Orient dominieren, der sogenannte freie Markt der Sozialpolitik vorgeordnet sein usw.

Es ist nicht leicht, aus der Struktur der begrifflichen Ehepaare auszusteigen. Sogar wer begriffen hat, wie das Ganze funktioniert, kann nicht plötzlich ganz anders sprechen und handeln, denn die dualistische Art und Weise, die Welt zu benennen, hat sich der Sprache selbst eingeprägt. Allerdings befinden sich heute die begrifflichen und die realen Ehepaare in der Krise. Nicht nur die Frauenbewegung hat das

bewirkt, sondern auch Natur- und Kulturkatastrophen, die fast täglich vor Augen führen, dass die zweigeteilte Art zu denken und zu handeln keine lebenswerte Zukunft bieten kann.

Androzentrische Sozialpolitik

Auch die herkömmliche, d.h. androzentrisch konzipierte Sozialpolitik stößt an ihre Grenzen. Es wird offensichtlich, dass ein Gemeinwesen, in dem „das Soziale“ als dienstbare Ehefrau eines starken Ehemannes Marktwirtschaft aufgefasst wird, nicht zukunftsfähig ist. Hier wird nämlich das, was laut Lehrbuch Mitte und Zweck des Wirtschaftens ist: die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, an den Rand gedrängt – so wie auch die Arbeit der tatsächlichen Hausfrauen verschwiegen und trivialisiert wird. Als die „weibliche“ Seite der Ökonomie muss sich die reale Bedarfsdeckung seit langem sogenannten höheren Zwecken unterordnen, die sich im Zentrum der Ökonomie, inzwischen auch der Politik angesiedelt haben: der Eigengesetzlichkeit des Tauschmittels Geld, das sich zum Symbol männlicher Potenz gewandelt hat und gleichzeitig zum „Lebensmittel“ geworden ist, auf das alle angewiesen sind. Kaum ein Satz ist heute weniger umstritten als dieser: „Nur wenn die Wirtschaft (sprich: der marktvermittelte, symbolisch „männliche“ Teil des Wirtschaftens) floriert, können wir uns sozialen Problemen zuwenden“. Der Schweizer Wirtschaftsminister brachte diese Logik beim World Economic Forum 2005 in Davos als Kurzlitanei unters Volk: „Wir müssen immer reicher werden, damit wir den Armen helfen können.“ Drückt man diesen Satz präziser aus, kommt seine Absurdität ans Licht: Erst wenn sich immer mehr Menschen mit der Produktion und dem Konsum überflüssiger Dinge wie Talkshows oder Präzisionswaffen befassen, kann man darüber nachdenken, wie verhindert werden soll, dass täglich Tausende von Menschen an Unterernährung sterben.

Diese im Kern verkehrte Logik ist das wesentliche Problem heutiger Sozialpolitik. Zwar gibt es androzentrische Verkehren auch innerhalb der Struktur der Sozialpolitik selbst. So stand im 19. Jahrhundert, als man anfing, die „soziale Frage“ als Konflikt zwischen Kapitalisten und Arbeitern wahrzunehmen, stets „der Arbeiter und seine Familie“ im Zentrum, also das klassische zweiteilige Ensemble, obwohl schon damals die Verhältnisse nicht dieser Norm entsprachen. Inzwischen hat man allerlei nachgebessert, hat zum Beispiel verstanden, dass Mütter eine unabhängige Existenzsicherung brauchen, weil nicht jede auf einen treuen Ehemann zählen kann.

Bei solchen Nachbesserungen handelt es sich aber vorerst um das, was Luce Irigaray „temporäre“ Rechte nennt, die „durch ... örtlichen Druck zustande gekommen“⁶ und daher jederzeit von Rückschritten bedroht sind. Es wird also ein Doppeltes sichtbar: Die Sozialpolitik selbst muss sich jenseits patriarchaler Vorurteile neu organisieren und sie muss den Status der abhängigen Ehefrau ablegen und sich als Mitte der politischen Ökonomie verstehen lernen.

Wenn ich vom „Ende des Patriarchats“ spreche,⁷ so ist also keineswegs ein paradiesischer Zustand gemeint. Im Gegenteil: es handelt sich um eine Zeit grösster Verunsicherung, gleichzeitig um eine Zeit, in der Neudenken und –handeln gefordert ist. Dass die vermeintlich bewährte Zweiteilung der Welt sich auflöst, zieht verschiedene Reaktionen nach sich: Ratlosigkeit, Desorientierung, angestrengte Besitzstandswahrung, postpatriarchales Raubrittertum (das „Phänomen Berlusconi“), Depression, Gewalt – und hoffnungsvolle Bewegungen wie zum Beispiel die Österreichische Armutskonferenz.

In diese komplexe Situation bringe ich zwei Begriffe ein, die sich als Orientierungen – manche sprechen auch von „Visionen“ – für eine erneuerte Sozialpolitik eignen: Welthaushalt und Wirtinschaft. Dass ich mit zwei Begriffen arbeite, hat nicht nur biographische Gründe. Die beiden Begriffe bereichern und korrigieren einander. Und diese Zweierheit, die kein Oben und Unten meint, trägt dazu bei, dass wir frei bleiben, mit den Wörtern spielerisch umzugehen, statt uns vorschnell auf ein Patentmodell festzulegen.

Welthaushalt

Ich bin Hausfrau. Von den meisten anderen Hausfrauen unterscheide ich mich dadurch, dass ich öffentlich über mein Hausfrausein spreche. Ich war schon immer gern haushälterisch tätig, zuerst in meiner Herkunftsfamilie, dann in Wohngemeinschaften, in einer Single-Wohnung, später im Pfarrhaus und heute in einem Dreipersonenhaushalt. Allerdings habe ich auch schon immer allergisch reagiert, wenn das Hausfrausein mein ganzes Leben zu überformen begann oder wenn jemand mir das Gefühl gab, ich sei als Frau für diese Art Tätigkeit geboren. Meine Freude am Kochen, Aufräumen, Zuhören, Sinnstiften hat sich trotz solcher Zuschreibungen durchgehalten. Allerdings ist die emotionale Nähe zu solchen Tätigkeiten keine notwendige Voraussetzung dafür, die Idee vom Welthaushalt mitzuvollziehen. Auch sogenannte Haushaltsmuffel sind angesprochen, denn es geht bei dieser Idee nicht um beliebige Vorlieben, sondern um Notwendigkeiten.

Die feministische Kritik an der ontologischen Identifizierung von Frausein und Bedarfsdeckungswirtschaft hat auch mich längere Zeit veranlasst, meine Freude am Haushalten zu verleugnen. Vor allem aber habe ich durch sie gelernt zu unterscheiden zwischen der patriarchalen Organisation des Haushälterischen und der Frage, was in Haushalten tatsächlich geleistet wird. Als ich anfang, die Patriarchatskritik zu trennen von der anthropologischen Funktion haushälterischen Tuns, entdeckte ich zunächst die einfache Tatsache, dass Haushalten auch in postpatriarchalen Zeiten nicht verschwinden wird. Denn auch in einer globalisierten Welt gehört es weiterhin zum Menschsein, das heißt: zum Kindsein, Altsein, Kranksein, Gesundsein, Mann- und Frausein usw., zu essen, zu schlafen, gepflegt und beschützt zu werden, sich irgendwo auf der Welt zuhause zu fühlen und einen Sinn im Leben zu sehen. Nur wer, wie die gängige Marktideologie, „den Menschen“ als erwachsenen Mann denkt, der aus dem Nichts entsteht und im Nichts verschwindet, sobald er krank, alt oder verückt wird, kann auf die Idee kommen, die Befriedigung solcher Bedürfnisse sei vorökonomisch oder eine Sache nur für „die Schwachen“⁸.

In Haushalten wird also das ernstgenommen, was die zweigeteilte Weltordnung in die Trivialität abgedrängt hat: dass Menschen nicht entweder frei oder abhängig, sondern immer beides gleichzeitig sind: zuhausebedürftig und frei, verletzlich und handlungsfähig. Haushalte sind Orte gelebter Versorgungswirtschaft, gleichzeitig der Beziehungsarbeit, der Sinnstiftung und des politischen Verhandeln. Anders als der Markt basieren sie notwendigerweise auf einem realistischen Menschenbild, denn sie haben keine Instanz mehr unter sich, die die Sorge ums Dasein im Notfall übernehmen könnte. Wer in einem Haushalt tätig ist, weiß – im Gegensatz zum homo oeconomicus -, dass Menschen nicht uner sättlich sind, sondern irgendwann genug haben und sich ausruhen möchten, dass sie sich ständig wandeln und dass, was sie brauchen, zuweilen knapp ist, oft aber in Fülle vorhanden.

Bis hierher habe ich lediglich meine Erfahrungen als Hausfrau so auf den Begriff gebracht, dass deutlich wurde: Haushalte sind nicht „vorpolitische Gemeinschaftsformen“⁹, sondern der Anfang und die Mitte von Ökonomie und Politik und also – im Sinne der Rede vom Welt-Haushalt - geeignet als Modell fürs Ganze. Wie meine Anfangsgeschichte vom Zuhausegefühl zeigt, ist Zuhause sein ja nicht an die patriarchale

Organisationsform des Haushalts gebunden, sondern kann sich auch in einer Region einstellen, dann nämlich, wenn ich in dieser Region weisse, wo ich hingehen muss, wenn ich Rat oder Geld oder Lebensmittel oder Sinn oder Gespräch oder Pflege brauche. Zuhause sein heisst Aufgehobensein in einem Bezugsgewebe, aus dem niemand heraus fallen kann, auch nicht die papierlose Asylbewerberin, die Rollstuhlfahrerin oder der Psychoterapeut. Verstehe ich also unter einem Haushalt nicht, wie bisher, die abhängige Konsumeinheit, sondern den Ort der Erschaffung von Zuhause sein, dann wird er zum Modell einer wohnlichen Welt. Die ganze Welt als wohnlichen Ort zu gestalten ist aber auch der Sinn von Sozialpolitik. Denn zumindest postpatriarchal verstanden kann sich Sozialpolitik eben nicht mehr erschöpfen in finanziellen Transferleistungen samt einigen therapeutischen Begleitveranstaltungen. Sozialpolitik, verstanden als Mitte politischer Ökonomie, bedeutet, einen Welthaushalt zu gestalten, in der alle sechseinhalb Milliarden WürdeträgerInnen sich zuhause fühlen.

Wirtinschaft

„Wirtinschaft“ ist ein neues Wort, das nur zwei Buchstaben von dem entfernt ist, was uns allen, in Gestalt des symbolischen Ehemanns „kapitalistische Marktwirtschaft“ so viel Kummer macht. „Wirtinschaft“ ist inspiriert von einem Denkprozess, der vor drei Jahren hier in Salzburg mit einem Symposium zur postpatriarchalen Weltgestaltung einen neuen Anstoß bekommen hat¹⁰ und der sich zum Beispiel niedergeschlagen hat in einem Text der Politologin Antje Schrupp.¹¹ Antje Schrupp beschreibt hier zuerst verschiedene reale und literarische Wirtinnen, die –je unverwechselbar– virtuos mit menschlichen Bedürfnissen umgehen. Und dann schreibt sie:

„Der Wert von Wirtschaften liegt gerade darin, dass sie die falsche Alternative von privat und öffentlich überwinden. ... Wirtschaften sind Orte, Lokale eben, an denen Menschen, Ressourcen, Dinge und Tätigkeiten sich zu einem Ganzen verbinden, das einen produktiven Austausch zum gegenseitigen Nutzen ermöglicht. Sie leben vom Aufeinandertreffen von Einheimischen und Fremden, von Leuten, die etwas haben, und anderen, denen genau das fehlt: Umschlagplätze für Waren, Dienstleistungen, Informationen, Liebe. Getauscht wird Geld gegen Essen, Neuigkeiten gegen Ratschläge, Unterhaltung gegen ein Bett und, warum nicht, auch mal Sex gegen Moral. Jedes Einzelne davon kann wegfallen... Was aber nicht wegfallen kann, das ist der reale Ort, der die Begegnung von Menschen in Fleisch und Blut ermöglicht, und die Person der Wirtin..., die dafür sorgt, dass

der Austausch von was auch immer möglich ist. Denn ohne den Ort, ein Haus, und ohne Gesetz, die Autorität der Wirtin, wird die Wirtschaft zu dem, wofür manche so genannten Experten sie heute tatsächlich schon halten: Seelenlose Zahlen, die ohne Sinn um den Globus schwirren.“¹²

Meine eigenen Erfahrungen mit Wirtinnen und diese Idee, dass der Austausch von Nahrung, Sinn, Liebe usw. gebunden bleiben muss an reale Orte und an lebendige Personen, hat in mir den Begriff der „Wirtinschaft“ entstehen lassen. Wirtinschaft geht über den Begriff des Welthaushaltes hinaus oder ergänzt ihn, indem sie ausdrücklich Geld als ein mögliches Tauschmittel einbezieht, es durch die Rückbindung an den realen Ort und die reale Frau entdämonisiert und die Grenze zwischen öffentlichen und privaten Tauschprozessen überschreitet. Wirtinnen, so verschieden sie im einzelnen sein mögen, haben keine Angst vor dem Geld; sie finden es nicht unweiblich, sondern nützlich; sie beten es nicht an als Symbol männlicher Potenz, sondern setzen es in Bewegung, um Zuhausegefühl für Einheimische und Fremde zu erzeugen. Mit den Welthausfrauen streiten sich die Wirtinnen manchmal, zum Beispiel darüber, wie wichtig Kosten-Nutzen-Rechnungen sind oder wie weit offen die Haustür stehen darf. Beide sind sich auch nicht einig in der Frage, ob Gäste profitabel sein müssen oder ob man ihnen notfalls auch die Rechnung erlassen sollte. Einig aber sind Welthausfrauen und Wirtinnen sich darin, dass die Mitte ihres Handelns nicht die Geldvermehrung ist und auch nicht das Gesetz des Eigennutzes. Die Mitte, um die sich ihr Handeln konzentriert, die Mitte postpatriarchaler Sozialpolitik also, ist der Wunsch, eine wohnliche Welt zu gestalten.

Postpatriarchale Sozialpolitik

Welthaushalt und Wirtinschaft sind keine abgeschlossenen wohldefinierten Konzepte, sondern Begriffsbildungen, um die sich das gemeinsame Nachdenken über die postpatriarchale Weltgestaltung versammeln kann. Ein bisschen liegen Hausfrauen und Wirtinnen im Streit miteinander, und dann sind sie sich wieder einig. Beide existieren in unendlichen realen und literarischen, filmischen, gemalten und fotografierten Varianten, lassen sich also nicht auf ein Ideal reduzieren – und verkörpern doch eine gemeinsame Orientierung. In unserer Mailingliste „Gutesleben“, einem Folgeprojekt des Salzburger Symposiums, haben wir begonnen, eine Sammlung literarischer Wirtinnen anzulegen. Da sitzt dann Ehrlichs Friederike am Tisch mit Lottika aus Ivo Andrics „Brücke über die Drina“, Wie-

ner Kaffeehauswirtinnen plaudern mit der Motelbetreiberin aus dem Film „Out of Rosenheim“. Überall auf der Welt gibt es Welthausfrauen und Wirtinnen weiblichen, männlichen und sonstigen Geschlechts. Sie unterscheiden sich voneinander, aber sie stehen mit ihrer persönlichen Autorität dafür ein, dass die Welt auf unterschiedliche Weise zu einem wohnlichen Ort wird – durch Nachbarschaftshilfe und staatliche Geldtransfers, durch Feste, gemeinsames Essen und Gespräche, durch Bildungsveranstaltungen und zivilen Ungehorsam und durch immer neues Verhandeln darüber, wie es allen, die in der Welt zusammen leben, möglichst wohl sein kann.

¹ Vgl. dazu z.B. Ina Praetorius, Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition, Gütersloh 2005, 57-90.

² Elisabeth Schüssler Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis... Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge, München/Mainz 1988, 62.

³ Aristoteles, Über die Zeugung der Geschöpfe, Buch II, Paul Gohlke Hg., Paderborn 1981, 72.

⁴ Aristoteles, Politik, übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Eugen Rolfes, Hamburg 1981, 10.

⁵ Dazu haben vor allem Frauen zahlreiche Untersuchungen verfasst, z.B.: Ursula Pia Jauch, Immanuel Kant zur Geschlechterdifferenz. Aufklärerische Vorurteilkritik und bürgerliche Geschlechtsvormundschaft, Wien 1988; Silvia Bovenschen, Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt a.M., 2. Aufl. 1980; Christel Neusüss, Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung, oder: Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander, Hamburg 1985; Luce Irigaray, Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a.M. 1980; Ina Praetorius, Anthropologie und Frauenbild in der deutschsprachigen protestantischen Ethik seit 1949, Gütersloh, 2. Aufl. 1994 uam.

⁶ Luce Irigaray, Genealogie der Geschlechter, Freiburg i.B. 1989, 13, 22.

⁷ Ina Praetorius. Zum Ende des Patriarchats. Texte zur theologisch-politischen Neuorientierung, Mainz 2000.

⁸ Vgl. Ina Praetorius, Die Starken und die Schwachen, in: Maria Halmer ua. Hg., Anspruch und Widerspruch. Evi Krobath zum 70. Geburtstag, Klagenfurt/Ljubljana/Wien o.J., 89-98.

⁹ Helmut Thielicke, Theologische Ethik III, Tübingen 1964, 316.

¹⁰ Michaela Moser, Ina Praetorius Hg., Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat, Königstein/Ts. 2003.

¹¹ Antje Schrupp, Die Wirtin – Sozialgefüge der Geburt, in: Andrea Günter Hg., Maria liest, Das heilige Fest der Geburt, Rüsselsheim 2004, 139-146.

¹² Ebd. 145-146.

*mitzittern
wir zittern mit ihr mit. wir zittern, ob sie es schafft. jetzt, wo sie so ängstlich
geworden ist. wir wissen nicht wie das gehen soll, aber sie hat sich verhakt, so
in ihrer lebenssituation. sie hat so angst, dass sie es nicht schafft. dass sie bald
gar nichts mehr hat. sie ist so ängstlich, sie hat den verdacht, mit ihr geht
es nur noch bergab. sie sagt, sie gibt jetzt gar nichts mehr aus, weil sie sonst
nur noch tiefer in die bredouille kommt. sie knispert und knuspert an den
kleinen summen rum, die sie vor sich herschiebt. und wir knuspern mit. zum
beispiel: braucht sie wirklich noch ein zweites obst, wo sie ein erstes obst schon
hat. braucht sie den tee, wo ihr der andere zur verfügung steht.*

kathrin röggla „draußen tobt die dunkelziffer“, uraufführung volkstheater, wiener festwochen 2005.